

Wiener Kleinigkeiten.

Das Wiener Café im Krieg.

Die Verordnung über die Einuhrsperrre des Wiener Cafés hat in der Öffentlichkeit eine kleine Kaffeehausdiskussion hervorgerufen. Sehr stark hat die Angelegenheit niemanden beschäftigt (zumindest viel weniger, als es im Frieden der Fall gewesen wäre), hauptsächlich wohl deshalb, weil die öffentliche Meinung jetzt viel wichtigere Themen hat, dann aber, weil das Kaffeehaus im Kriege viel von seiner Friedens-eigenart verloren hat. Als gesellschaftlicher Treffpunkt bürgerlicher Kreise spielt es lange nicht mehr die alte große Rolle, womit schon gesagt wird, daß das Interesse an einer früheren oder späteren Sperrstunde kleiner ist als früher, und auch als Geschäftscasé, in dem wichtige geschäftliche Abmachungen getroffen werden, besteht es in verringertem Umfang, weil die Branchen, die zum großen Teil im Kaffeehaus lebten, die Geldvermittlungs-, Bau- und Börsebranche, infolge des Krieges daniederliegen. Auch die Heimkehr eines beträchtlichen Teiles der galizischen Flüchtlinge hat die Wichtigkeit des Wiener Kaffeehauses in der Kriegszeit vermindert.

Wer sich ein Bild über den Umfang des jetzigen Kaffeehausbesuches und über die Art der Gäste machen will, muß sehr differenzieren. Allgemeinheiten gelten jetzt nicht mehr. Die Kaffeelieder sprechen zwar davon, daß die Cafés im Centrum der Stadt durch den Krieg im großen und ganzen gewonnen, die Cafés in den äußeren Bezirken aber geschäftlich viel verloren haben, doch ist auch dieses Urteil in solcher Allgemeinheit nicht ganz richtig, denn es gibt Cafés im Centrum, die durch den Krieg Einbuße erlitten, andererseits aber Vorstadtkaffeehäuser, die in der letzten Zeit enorm profitiert haben. Wer in jedem einzelnen Falle den besonderen Ursachen nachgeht, kommt zu Ergebnissen, die oft ganz interessante Einblicke in die Eigenheiten des gesellschaftlichen und teilweise auch geschäftlichen Lebens der Stadt Wien in der Kriegszeit gewähren. Da sind zunächst die soliden Kaffeehäuser im Raibiertel der Innern Stadt. Man mag zu welcher Tageszeit immer bei ihnen vorbeikommen, man wird sie immer mit Gästen stark besetzt finden; daraus darf aber nicht vielleicht auf ein Uebermaß an Wohlleben geschlossen werden. Im Gegenteil. Die Ursache des besseren Besuches in den Cafés im Raibiertel ist in der tiefen Depression zu suchen, die jetzt das kaufmännische Leben kennzeichnet. Die großen Manufakturwarenfirmer, die im Raibiertel ansässig sind, leiden zum größten Teil an Warenmangel und verzichten darauf, ihre viele Reisenden wie früher in die Provinz zu senden. So sitzen die Reisenden im Kaffeehaus. Ab und zu kommt ein Kaufmann aus der Provinz, um sich Ware zu verschaffen. Er setzt sich dann zu dem Reisenden ins Café, und wenn der Kundenschaft klar geworden ist, daß es nichts zum Einkaufen gibt, weil nichts da ist oder weil ein unerwünschter Preis verlangt wird, dann suchen sie sich einen Dritten und vielen Dank. Dem Kaffeelieder geht es dabei nicht schlecht. Es gibt sogar im Raibiertel Lokale, die gerade infolge dieser Verhältnisse im Wert ganz ansehnlich gestiegen sind. Die gegenteilige Wirkung ist bei den Luxuscafés zu verzeichnen. Man erinnert sich noch — soweit diese Zeit mit ihren kleinen Affären auch zurückzuliegen scheint

—, daß vor etwa vier Jahren in der Innern Stadt in einer Saison gleich eine ganze Anzahl elegantester Cafés mit Ausstattungen in Gold und Marmor eröffnet wurde. Ihr Entstehen fiel mit der Bauwut in der Innern Stadt zusammen, und weil sich die Bauherren für ihre Parterrelokalitäten keine andere Verwendung wußten, gaben sie ihnen glänzende Kaffeehouseinrichtungen. Die so entstandenen Cafés kämpften mühsam um Gäste. Schließlich brachten sie es zuwege, ein Abendpublikum zu sammeln, das sich zum großen Teil aus den wohlhabenderen Vorstädten einfand, um bei Kaffee oder Limonade ein Konzert zu hören. Dieses Publikum war aber nicht groß und zahlungskräftig genug, um die hohen Ausgaben eines großen Kaffeehausbetriebes zu decken. Als der Krieg kam, blieb es langsam aus. Einige Monate hindurch halfen die polnischen Flüchtlinge aus der Klemme. Jetzt sind auch sie ausgeblieben. Der Mehrzahl der Cafés in der Innern Stadt hat aber der Krieg Mehreinnahmen gebracht, selbst wenn man die Geburta des Besuches durch die Flüchtlinge abzieht. Den Anstoß dazu gab, so sonderbar das auch klingen mag, die Kälteschutzaktion. Die Frauen strickten den ganzen Winter hindurch in allen Cafés Kälteschutzmittel und haben die Gewohnheit, im Kaffeehaus Sandarbeiten zu machen, nicht aufgegeben, als die Kälteschutzaktion nichts mehr zu tun gab. Jetzt sieht man sie im Café Stickerien aller Art fürs Haus fertigen. Dem Kaffeehausbesuch kommt das natürlich zugute.

Einheitlicher hat sich das Schicksal der Kaffeehäuser in den Vorstädten während des Krieges gestaltet. Der Frauenbesuch spielte dort nie eine Rolle, und die Männer, die das Hauptkontingent stellten, sind eingerückt. Die Nichteingerrückten sind auch vielfach ausgeblieben. Musterung folgt auf Musterung, und immer mehr rücken ein. Den wenigen Zurückgebliebenen sind die Spielpartner fortgezogen und sie müssen sich immer mehr zusammenschließen, um den gewohnten Plausch oder das gewohnte Spiel zu haben. Geht es nicht mehr im Stammcafé, so sucht man ein anderes auf. Darunter leidet der Cafetier. Die gewohnten Abendgesellschaften im Vorstadtkasé nach Choaterischluß oder nach dem Nachtmahl im Gasthaus gibt es kaum mehr. So bleiben immer mehr Gäste aus. Dagegen geht es in den Vorstädten denjenigen Cafés gut, in deren Nähe es eine militärische Ubikation gibt. Offiziere und auch Mannschaften kommen zum Frühstück und nach dem Nachtmahl, und beide bringen ihren Bekanntenkreis mit. Das gibt ein gutes Kriegsgeschäft.